



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tornius, Valerian: Karamsin und Wieland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Brot — ein Gemisch von Sand und Mehl! Dabei herrscht aber in Persien nicht etwa Hungersnot, auch hat es nicht etwa eine Mißernte gegeben! Tausende Halbar (ein Halbar = 320 Kilogramm) von Weizen faulen in den Speichern der verschiedenen Beamten, Gutsbesitzer und Muschtahiden. Die wirtschaftliche und finanzielle Krisis des Landes, die schon während der letzten Jahre der Regierung des Schahs Nasir ed Din einsetzte, hat ihren Höhepunkt erreicht. Der Kredit und die Autorität der Regierung sind so gesunken, daß ihr niemand mehr ohne Bürgschaft Geld leiht.

Die von dem jahrhundertelangen Despotismus aufs äußerste entkräftete und völlig verarmte Bevölkerung hat sich gegen ihre Regierung erhoben und die Einführung einer Konstitution erzwungen.

Das erste persische Parlament, die Medschlis, aber hat sich, von den Endschumenen unterstützt, mit einer ganzen Reihe kategorischer Forderungen an den Schah gewandt, die dem persischen „König der Könige“, der die unumschränkte Gewalt eines asiatischen Despoten ererbt hatte, jedoch zu radikal erschienen. Um aus der schwierigen Lage herauszukommen, verließ der Schah heimlich Teheran und verschanzte sich in einem seiner außerhalb der Stadt gelegenen Paläste. Von hier aus stellte er nun seinerseits eine Reihe von Forderungen an das Parlament, gestützt auf seine Kasakenbrigade, und ließ schließlich, ohne den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, die Volksvertreter auseinanderjagen und das Parlamentsgebäude zerstören. Augenblicklich, Ende August, ist der Herd der revolutionären Bewegung die Stadt Täbris, in der sich viele Führer der Endschumenen und die übrigen Anhänger der konstitutionellen Staatsform verborgen haben.

Rußland und England aber sind infolge des zwischen ihnen abgeschlossenen politischen Vertrags passive Zuschauer der sich in Persien abspielenden Ereignisse.



Karamsin und Wieland

Von Dr. Valerian Cornius



Das achtzehnte Jahrhundert war das Zeitalter der Reisen, aber nicht solcher Reisen, die wie heutzutage meist Erholungs- oder Vergnügungszwecken gewidmet sind, sondern jener Reisen, die unternommen werden, um Land und Leute, Sprache und Sitten, Wissenschaft und Kunst fremder Völker kennen zu lernen. Es ist begreiflich, daß in einer Periode, wo der Postwagen noch als einziges Verkehrsmittel diente, das Reisen viel mehr Zeit als jetzt in Anspruch nahm. Man verweilte länger an den verschiedenen Orten, knüpfte Bekanntschaften mit

bedeutenden Persönlichkeiten an, erfreute sich an ihrer belehrenden Unterhaltung und gewann eine Menge interessanter Anregungen und Eindrücke. Jeden, der nur irgendwie Sinn für das Erlebte hatte, drängte es natürlich, an seinem neugewonnenen geistigen Besitztum gute Freunde in der Ferne Anteil nehmen zu lassen. Da bot sich dem empfindsamen Menschen jener Zeit für seine Bekenntnisse und Beobachtungen keine bessere schriftliche Ausdrucksform als der Brief. Und so hat in dem Jahrhundert der Reisen auch der Brief seine Entwicklung und Blüte durchgemacht. Aber nicht nur in Deutschland, auch außerhalb unsrer Grenzpfähle ist diese Erscheinung bemerkbar gewesen. In Rußland waren es Karamsins „Briefe eines russischen Reisenden“, die sich einen Namen in der Literatur gesichert haben. Ihr Kultur- und Bildungswert für die damalige Zeit war groß. Von ihrem ersten Erscheinen in den Jahren 1791 und 1792 bis tief in das neunzehnte Jahrhundert haben sie ihre Wirkung ausgeübt, denn zum erstenmal erfuhr hier das russische Publikum durch ausführliche und genaue Berichte über den jeweiligen Kulturzustand des europäischen Westens. Die vielseitige Bildung Karamsins hatte es ihm ermöglicht, auf den verschiedensten Gebieten Eindrücke zu sammeln und seine Gespräche mit bedeutenden Männern jener Zeit anregend wiederzugeben, sodaß einzelne auch heute noch interessant und lesenswert sind.

Die „Briefe“ wurden nicht nur in der engern Heimat des Verfassers bekannt. Deutsche, englische, französische und holländische Übersetzungen verbreiteten ihren Ruf auch in andern Ländern. Zu den ältesten dieser Übersetzungen gehört die deutsche, die von S. Richter veranstaltet wurde und zugleich mit der russischen Gesamtausgabe im Jahre 1801 erschien. Sie dürfte nur noch hier und da in Universitätsbibliotheken anzutreffen sein. Daß nicht allein der Fachmann an diesen Briefen Interesse gewinnen kann, davon wird man sich leicht überzeugen können, wenn man zum Beispiel ein Gespräch wie zwischen Karamsin und Wieland liest, das ich in neuer Übertragung hier wiedergebe:

Weimar, den 21. Juli 1789

Gestern war ich zweimal bei Wieland, und beidemale sagte man mir, daß er nicht zu Hause wäre. Heute ging ich um acht Uhr morgens zu ihm hin und hatte Gelegenheit, ihn zu sehen. Stellen Sie sich einen Mann vor, hager, hochgewachsen, blond, mit langem, pockennarbigem Gesicht, spärlichem Haarwuchs und vom vielen Lesen geröteten Augen, die einmal grau gewesen sein müssen. So sah Wieland aus. Der Wunsch, Sie zu sehen, führte mich nach Weimar — sagte ich. Das verlohnte sich nicht der Mühe! antwortete er mit kaltem Blick und mit einer solchen Gebärde, die ich von ihm gar nicht erwartet hatte. Dann fragte er mich, wie ich, in Moskau lebend, die deutsche Sprache erlernt hätte. Ich gab zur Antwort, daß ich viel mit Deutschen im Verkehr gestanden habe und dazu mit solchen, die ihre Sprache gründlich beherrschten. Dabei wies ich auf L. [Reinhold Lenz] hin. Nun drehte sich

unser Gespräch um jenen unglücklichen Menschen, den er einst gut gekannt hatte. Währenddessen standen wir immer noch. Daraus schloß ich, daß er nicht die Absicht hatte, mich lange in seinem Kabinett bei sich zu behalten. Gewiß bin ich Ihnen nicht gelegen gekommen? fragte ich. Nein, antwortete er. Übrigens des Morgens sind wir immer beschäftigt.

Ich: So erlauben Sie, daß ich zu einer andern Zeit wiederkomme. Bestimmen Sie die Stunde. Ich wiederhole nochmals, daß ich nur deswegen nach Weimar gekommen bin, um Sie zu sehen.

Wieland: Was wollen Sie von mir?

Ich: Ihre Werke haben mir Liebe zu Ihnen eingeflößt und den Wunsch in mir wachgerufen, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Ich will nichts mehr von Ihnen als nur die Erlaubnis, Sie kennen zu lernen.

Wieland: Sie bringen mich in Verlegenheit. Soll ich aufrichtig sein?

Ich: Ja, bitte.

Wieland: Ich liebe keine neuen Bekanntschaften und besonders keine solchen Menschen, die mir vollständig unbekannt sind. Ich kenne Sie nicht.

Ich: Sehr wohl; aber was hätten Sie zu fürchten?

Wieland: Neuerdings sind in Deutschland Reisen und Reisebeschreibungen Mode geworden. Viele fahren von Stadt zu Stadt und suchen die bekannten Männer nur auf, um dann späterhin die von ihnen vernommenen Ansichten zu veröffentlichen. Was unter vier Augen gesprochen wurde, wird nun der Öffentlichkeit preisgegeben. Ich stehe nicht für mich ein. Zuweilen kann ich zu sehr offenherzig sein.

Ich: Denken Sie daran, daß ich kein Deutscher bin und auch nicht für das deutsche Publikum schreibe. Außerdem können Sie ja mein Ehrenwort verlangen.

Wieland: Aber was für einen Nutzen bringt Ihnen meine Bekanntschaft? Angenommen, daß wir in Gedanken und Gefühlen auch übereinstimmen, schließlich müssen wir uns doch trennen, denn Sie werden ja nicht immer hier wohnen bleiben.

Ich: Nur um des einzigen Vergnügens willen, mit Ihnen zusammen sein zu dürfen, würde ich gern ein paar Tage in Weimar verbringen. Ich hätte dann nach meinem Abschied von Ihnen die freudige Gewißheit, mit Wieland bekannt geworden zu sein, ihn als Vater in seiner Familie und als Freund unter Freunden gesehen zu haben.

Wieland: Sie sind sehr aufrichtig. Ich muß mich jetzt in acht nehmen, damit Sie nicht etwa in dieser Beziehung irgendeine schlechte Eigenschaft an mir bemerken.

Ich: Sie scherzen.

Wieland: Nicht im geringsten. Und doch würde ich mich schämen, wenn Sie nur meinetwegen hierblieben. Vielleicht würde Ihr Aufenthalt in einer andern deutschen Stadt, zum Beispiel in Gotha, reizvoller sein.

Ich: Sie sind ein Dichter, und ich liebe die Dichtkunst. Welche Annehmlichkeit wäre es für mich, wenn Sie mir die Erlaubnis gäben, nur ein kleines Stündchen mit Ihnen über die herrlichen Schönheiten der Dichtung zu plaudern!

Wieland: Ich weiß nicht, wie ich mit Ihnen reden soll. Vielleicht sind Sie gar mein Lehrer in der Poesie.

Ich: O! zu viel Ehre. Und so muß ich denn von Ihnen scheiden zum ersten- und zum letztenmal.

Wieland (nachdem er mich angesehen, lächelnd): Ich bin kein Physiognomiker. Allein Ihr Aussehen veranlaßt mich, Ihnen eine gewisse Zutraulichkeit entgegenzubringen. Mir gefällt Ihre Offenheit. Sie sind der erste Russe, den ich so kennen lerne. Ich habe Ihren Sch. gesehen. Ein scharfsinniger Mensch, der sich mit dem Geist dieses Alten gesättigt hat (dabei zeigte er mit der Hand auf die Büste Voltaires). Gewöhnlich ahmen Ihre Landsleute die Franzosen nach, aber Sie . . .

Ich: Ich danke.

Wieland: Nun, wenn Sie durchaus ein paar Stunden mit mir verbringen wollen, so kommen Sie nachmittags um halb drei zu mir.

Ich: Sie wollen nur nachsichtig gegen mich sein.

Wieland: Ich will das Vergnügen haben, mit Ihnen zusammen zu sein, betone ich, und bitte Sie, nicht etwa zu denken, daß Sie allein auf der Welt offenerzig sind —

Ich: Leben Sie wohl.

Wieland: Um halb drei erwarte ich Sie also.

Ich: Sowohl, ich werde erscheinen. Auf Wiedersehen.

* * *

Ich erschien bei Wieland um die festgesetzte Stunde. Seine hübschen kleinen Kinder umringten mich schon auf der Treppe. Vater erwartet Sie, sagte eines. Gehn Sie zu ihm, sagten zwei zugleich. Wir führen Sie hin, sagte ein viertes. Ich küßte sie alle und trat dann in das Zimmer ihres Vaters.

Verzeihen Sie, sagte ich, als ich eintrat, verzeihen Sie, wenn mein heutiger Besuch Ihnen nicht ganz angenehm war. Ich hoffe, daß Sie das nicht als Aufdringlichkeit ansehen, was nur eine Folge von Enthusiasmus war, den Ihre herrlichen Werke in mir hervorgerufen haben. — Sie haben keine Veranlassung, sich zu entschuldigen, antwortete er. Ich freue mich, daß sich dieses Dichterfeuer so weit verbreitet, während es in Deutschland schon erlischt. Wir setzten uns auf das Kanapee. Ein Gespräch begann, das von Minute zu Minute lebhafter und für mich unterhaltender wurde. Als er von seiner Liebe zur Dichtkunst sprach, sagte er: Wenn das Schicksal mich auf eine öde Insel verschlagen hätte, so würde ich genau dasselbe geschrieben und mit eben demselben Fleiß meine Werke ausgearbeitet haben, allein von

den Gedanken durchdrungen, die Mufen vernähmen meine Lieder. — Er wollte erfahren, ob ich auch schriftstellerisch tätig sei, ob nicht irgend etwas meiner Kleinigkeiten ins Deutsche übertragen worden wäre. Ich suchte aus meinem Notizbuch die Übersetzung vom „Traurigen Lenz“ hervor. Nachdem er sie gelesen hatte, sagte er: Ich bedaure Sie, wenn Sie sich häufig in der Stimmung befinden, die hier beschrieben ist. Sagen Sie — weil Sie jetzt in mir den Wunsch wachgerufen haben, Sie näher kennen zu lernen —, sagen Sie, was haben Sie eigentlich vor? — Ein stilles Leben wünsche ich mir, antwortete ich. Wenn ich meine Reise beendet haben werde, die ich allein zu dem Zweck unternehme, einige angenehme Eindrücke zu sammeln und meine Phantasie mit neuen Ideen zu bereichern, werde ich friedlich mit der Natur und guten Menschen leben, das Schöne lieben und mich an ihm erfreuen. — Wer die Mufen liebt und von ihnen geliebt wird, sagte Wieland, der wird selbst in der Einsamkeit nicht müßig sein und wird immer eine angenehme Beschäftigung für sich finden. Er trägt in sich die Quelle des Genusses, seine Schöpferkraft, die ihn glücklich macht.

Unser Gespräch berührte auch die Philosophen. Niemand unter den Systematikern, sagte Wieland, versteht so seine Leser zu verführen wie Bonnet, und besonders solche Leser, die eine lebhafte Einbildungskraft haben. Er schreibt klar, angenehm und veranlaßt uns, ihn und seine Philosophie zu lieben. Von Kant sprach Wieland mit Ehrfurcht. Es scheint jedoch, daß er sich über dessen Metaphysik nicht den Kopf zerbricht. Er zeigte mir eine neue Schrift seines Schwiegersohnes, des Professors Reinhold, die den Titel führt: „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens.“ Sie ist eben gedruckt erschienen und soll Kants Metaphysik erläutern. Lesen Sie das Buch, sagte er zu mir, wenn Sie Bücher dieser Art lesen. — Ihr Agathon oder Oberon sind mir angenehmer, antwortete ich. Zuweilen blicke ich jedoch auch aus Neugier ein wenig in das Gebiet der Philosophie hinein. — Ist denn der Agathon kein philosophisches Buch? fragte er. In ihm sind die wichtigsten Fragen der Philosophie erörtert. — Sie haben recht, sagte ich. Entschuldigen Sie, bitte.

Mit lebenswürdiger Offenheit entdeckte mir Wieland seine Gedanken über einige der wichtigsten Menschheitsfragen. Er lehnt nichts ab, sondern stellt nur den Unterschied zwischen Vermutung und Gewißheit auf. Man kann ihn als einen Skeptiker bezeichnen, aber nur in der guten Bedeutung dieses Wortes. Es war ihm angenehm, von mir zu hören, daß einige seiner bedeutendsten Werke ins Russische übertragen worden seien. Doch wie ist die Übersetzung? fragte er. Sie kann denen nicht gefallen, die das Original kennen, antwortete ich. Das ist mein Los, sagte er. Auch die französischen und englischen Übersetzer haben mich verunstaltet.

Gegen sechs Uhr stand ich auf. Er ergriff meine Hand und sagte, daß er von ganzem Herzen mir Glück im Leben wünsche. Sie haben mich so

kennen gelernt, wie ich in Wirklichkeit bin, bemerkte er. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir zuweilen Nachricht von Ihnen zukommen. Ich werde Ihnen stets antworten, wo Sie auch sind. Leben Sie wohl! Darauf umarmten wir uns. Mir schien es, als ob er ein wenig gerührt war, und das erweckte in mir selbst eine Rührung. Auf der Treppe drückten wir einander zum letztenmal die Hand und schieden — vielleicht für immer.



Der Tempelplatz in Jerusalem



n tiefem Schweigen lag die Heilige Stadt nach Sonnenuntergang. Wunderbarer Glanz des Vollmonds, der über dem Rücken des Ölbergs heraufgestiegen war, flimmerte in der Luft. Wir gingen unter dem Geleit zweier Scheichs des Haram — genauer Haram esch-scherif, „das vornehme Heiligtum“, wie die Mohammedaner den Tempelbezirk nennen — zum Tempelplatz in zitternder Erwartung. Ist ein Betreten am Tage den Nichtmoslems nur unter Begleitung eines türkischen Soldaten und eines von dem betreffenden Konsulat gestellten Kawaffen möglich, so ist von Sonnenuntergang an der heilige Platz für jedermann geschlossen. Nur der Pascha von Jerusalem kann die Erlaubnis dazu erteilen, den Platz nächtlicher Weise zu betreten. Mit gedämpften Schritten gingen wir durch die menschenleeren engen Gassen. Jerusalem, auf einer welligen Bergkrone erbaut, seit Jahrtausenden in einen steinernen Mauergürtel eingeschlossen bis auf den heutigen Tag, hat um jedes Fleckchen Erde geizen müssen. Es ist nicht in unserm Sinne eine schöne Stadt. Die Straßen sind oft so eng, daß man meint, die Mauern zu beiden Seiten mit den Händen fassen zu können. Bald steigen sie steil aufwärts, bald fallen sie ab, zum großen Teil sind sie überwölbt; Wagen können in den holprigen unebnen Gassen nicht fahren, auf denen der Unrat liegt, den die wilden Hunde, die Straßenreiniger der Stadt, übrig lassen. Erst seit kurzem ist ein kümmerlicher Anfang mit Straßenreinigung und Beleuchtung gemacht worden. Ode steigen die Häusermauern empor, sie sind nur an wenigen Stellen außer der Pforte durchbrochen, denn alles Leben spielt sich nach den Höfen zu ab. Vielfach liegen auch Häuser in Trümmern. Aber jetzt ist über all das düstere Gemäuer der Zauber der Nacht gebreitet. Wo ein Lichtschacht einfällt, huscht der geisterhafte Glanz des Mondlichts über die Fliesen, das Gemäuer und über Ruinen hin. Aus der verschloßnen Grabeskirche klingt wie ein höherer Chor in weichen verschleierten Akkorden der Osterhymnus, den die Franziskaner aufs Fest einüben, durch die Stille der Nacht. Unser Weg geht der dunkeln Schmerzstraße, der Via dolorosa, entlang. Durch ein enges Pförtchen treten wir auf den Tempelplatz. Unter dem blendenden